

In vielen Volksliedern flingt es und singt es:

Ich höre ein Sichlein rauschen, wohl rauschen durch das Meer.
Ich höre ein Mägdlein flagen, sie hätt' ihr Lieb verloren.

Es fuhr ein Mägdlein übern See, wollt' brechen Veil (Veilchen) und grünen über
Mit ihren schneeweißen Händen, der Sommer han' schier kein Ende.

Noch zwei Beispiele aus den von Johann Gottfried Herder gesammelten Volksliedern:

Es wollt' ein Mägdlein Nosen brechen gehn wohl in die grüne Heide.
Was fand sie da am Wege stehn? Eine Hasel, die war grün.

Es wollt' das Mägdlein früh aufstehen und in dem grünen Wald spazieren gehn.
Und als sie nun in den grünen Wald kam, da fand sie einen verwundeten Knab'n.

Solche Fügungen nach dem Sinn sind zu allen Zeiten in der deutschen Sprache üblich gewesen; sie handelt hier freier als die meisten anderen Sprachen, für die immer das zufällige Sprachgeschlecht - mag auch im weiteren Fortgang des Sachverhalts der Unterschied zwischen sprachlichem und natürlichem Geschlecht noch so frisch hervortreten - maßgebend ist. Schon im Nibelungenlied, das etwa im 12. Jahrhundert entstanden ist, heißt es: „ein edel magedin... si wart ein schöne wip.“ Ein „fliegendes Blatt“ aus dem Jahre 1500, betitelt „Ade zur guten Nacht“, beginnt:

Der Mond, der steht am höchsten, die Sonn' will untergehn;
Mein Seinslieb liegt in Nöten; ach Gott, wie soll's ihr gehn!

Dann geht es weiter:

Mein Seinslieb wollt' mich lehren, wie ich ihr dienen soll
In Züchten und in Ehren; das weiß ich selbst gut wohl.

In einem andern alten Flugblatt wird ein Straßburger Mädchen besungen:

Es trug ein schwärzbraun Mädelein viel' Becher rot Wein
Zu Straßburg auf der Straßen.
Begegnet ihr aldo ein wunderschöner Knab',
Er tut sie wohl anfassen.

Bald hat das schwärzbraun Mädelein verloren ihr Pantoffelein,
Sie kann's nicht wiederfinden.
Sie sucht hin, sie sucht her, Verlierte nicht den andeinen mehr
Noch unter dieser Linden!

Im Jahre 1544 ließ der Nürnberger Buchdrucker Johann Ott „Hundertundfünfzehn neue Lieder“ erscheinen. Darunter befand sich eins, das im 16. und 17. Jahrhundert das berühmteste aller Abschiedslieder war und sehr viel gefangen wurde. Dieses Lied begann also:

Ich stand an einem Morgen heimlich an einem Ort,
Da hatt' ich mich verborgen; ich höre' läufige Wort'
Von einem Fräulein, hübsch und fein;
Sie sprach zu ihrem Buhler: „Es muß geschieden sein!“

Dem Fräulein war recht traurig dabei zumute:

Das Fräulein weint sehr, ihr Herz war Trauern voll:
„So gib mir Weis' und Lehre, wie ich mich halten soll!“

Angesichts dieser Fülle von Belegen - sie lassen sich beliebig vermehren - über die in unserer Sprache vorherrschende Fügung nach dem Sinn betrübt eine Zuschreibung recht sonderbar, die wir von einem Buchdrucker aus Bischofswerda erhalten. Sie lautet:

Wir haben hier einen mißlichen Satz, der bei uns im Gelehrten eine geteilte Meinung verursacht. Der Autor schreibt: „Mein kleines Mädchen war indessen in meinem Arm eingeschlafen, fest hielt sie wie eine Friedenopalme noch einen Eukalyptuszweig in den kleinen Händen.“ Weiter unten: „Am Kai angelangt, trug der Führer die Bambina“, wie er es nannte, in unsere Kabine, und das malaiische Knechtlein brachte ihm Abendbrot. Gleich danach schlief sie den seligen, tiefen Kinderschlaf. Später aber hier in Indien schwächte sie noch manch liebes Mal über „Genowa“, wie sie es nannte, das ihr sehr gefallen hatte usw.“ - Meine Meinung ist nun, daß es heißen müßte: „Mein kleines Mädchen war indessen in meinem Arm eingeschlafen, fest hielt es wie eine Friedenopalme noch einen Eukalyptuszweig in den kleinen Händen.“ Weiter unten: „Am Kai angelangt, trug der Führer die Bambina“, wie er es nannte, in unsere Kabine, und das malaiische Knechtlein brachte ihm Abendbrot. Gleich danach schlief es den seligen, tiefen Kinderschlaf. Später aber hier in Indien schwächte es noch manch liebes Mal über „Genowa“, wie es es nannte, das ihm sehr gefallen hatte usw.“

Wir wollen uns einmal den letzten Satz dieser nach der Meinung des Einsenders „richtigen“ Fassung näher ansehen: „Später aber... schwächt es noch manch liebes Mal über „Genowa“, wie es es nannte, das ihm sehr gefallen hatte.“ Wohl niemand, auch der Kollege aus Bischofswerda nicht, wird behaupten wollen, daß dieses gehäufte, nichtsagende „es“ schön klingt. Und nur der starren Grammatik zuliebe soll die natürlicher und darum schöner, lebendiger wirkende Fassung des Schriftstellers geändert werden? Kein Schreiber wird sich das gefallen lassen - besonders kein Dichter, der jedes Mittel benutzen muß, sein Kunstwerk zu plastischer Anschaulichkeit zu bringen, wenn er damit Wirkung erzielen will.

Von den Vorfehlern der strengen grammatischen Regel könnte nun eingewendet werden: Ja, völktümlich ist ja unstrittig diese unglückselige Verquiddung der Geschlechter, und in der Volksprache und in Volksliedern mag das auch hingehen. Aber den guten Schriftstellern ist solches verwehet; sie haben sich nach der Sprache zu richten, die für ein sächliches oder männliches Hauptwort auch ein diesem Geschlecht zulämmendes Fürwort verlangt. - Die so reden, kennen unsere besten Sprachmeister schlecht. Die sprachgewaltigsten Schriftsteller und Redner haben sich solche Gedanken durchaus nicht gemacht. Schon Luther schrieb: „Da ließ das Weib ihren Augen lieben“, und alle unser klassiker haben sich diese Freiheit genommen. Lessing: „Wenn das Fräulein jetzt schon weiß, was sie zu Mittag sprechen soll...“ - Heine: „Als das schöne Anneli noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Schäfrichterei ging...“

Dienen lerne beizeten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrn,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehört...

Wer wollte Goethe wegen dieser Stelle aus seinem herrlichen Epos „Hermann und Dorothea“ tadeln? Hätte Goethe, streng nach der Grammatik, im ersten Vers mit „seiner“ angefangen, dann müßte im zweiten Vers wieder das farblose „es“ stehen und durch alle weiteren Verse mit seinen wenig anschaulichen Abwandlungen folgen; im dritten Vers müßte es „ihm“ heißen. Goethe, der die Sprache meisterte wie selten einer, ist dieser Gefahr für die Endredelsfähigkeit seiner Dichtung entgangen, indem er frisch und fröhlich an das sächliche „Weib“ mit dem naturgemäßen weiblichen Fürwort „sie“ anknüpft. Ebenso handelte Goethe in seiner bekannten Ballade „Der Fischer“: „Aus dem bewegten Wasser roulert ein feuchtes Weib hervor. Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm...“ Das fahle, matte „es“ ist hier zum Vorteil des Gedichts vermieden.

Um noch einen unser Brüder zu nennen, die sich dieser sprachlichen Ungezwungenheit bedient haben, sei Schiller angeführt. Er erzählt in seinem Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde“:

In einem Tal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Leebchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.